

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

39.

Donnerstag, am 4. October 1849.

### Eine Episode aus Lamartine's Geschichte der Revolution von 1848.

Die Stille, welche nach dem Geräusche, die Sicherheit, welche nach der Aufregung eingetreten war, die Tageszeit, der Sonnenstrahl, die Gemüthsbewegung, welche das Herz erschließt, die Hoffnung, welche alle Schwierigkeiten ebnet, die Bewunderung für dieses Volk, das fähig ist, auf die Ermahnung weniger, ihm unbekannter Bürger sich selbst zu zügeln und zu entwaffnen, — alles dies war ganz dazu geeignet, in der Seele große Gedanken zu erwecken, die dem Herzen entspringen und welche die höchste Politik sind. Der Trieb der Natur ist der höchste Gesetzgeber, und derjenige, welcher ihn zum Gesetze umwandelt, schreibt unter der Eingebung Gottes.

Eine solche Stimmung hatte sich aller Mitglieder der Regierung bemächtigt. Kein Augenblick konnte sich besser dazu eignen, der Republik durch einige großartige Maßregeln ihren wahren Charakter aufzudrücken. Durch die Großmuth ihrer Institutionen mußte sie der Großmuth des Volkes entsprechen. Der Name der Republik war bei der Masse durch Erinnerungen entehrt.

Das Blut von 1793 heftete sich an die Republik von 1848. Man mußte, vom ersten Tage an, diese Flecken abwaschen, jegliche Verwandtschaft zwischen den beiden Epochen verleugnen, die Waffen der Revolution durch die Hand der Revolutionäre selbst zerbrechen, damit die unsinnigen oder verworfenen Menschen, die soeben das Volk zu verführen versucht hatten, sich nicht später dieser Waffen bemächtigten und eine Verwechslung des Namens der Republik mit den entsetzlichen Verbrechen, die in ihrem Namen verübt worden sind, bewirkten.

Jedes der anwesenden Regierungs-Mitglieder ging mit seinem Herzen und seiner Einsicht zu Rathe, um irgend eine große Reform, um irgend eine bedeutende Verbesserung in der Gesetzgebung oder in dem politischen und socialen Leben des Volkes zur Ausführung zu bringen. Solche Maßregeln sind die Philosophie der Revolutionen. Sie sind es, die in einem Tage den Zwiespalt zwischen den vorgerückten Ideen des Zeitalters und den hinter denselben zurückgebliebenen staatlichen Einrichtungen wieder ausgleichen.

Die Einen schlugen eine augenblickliche Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien vor, welche für unsere Gesetzgebung eine Schmach, wie

für unsere Besitzungen eine beständige Gefahr sei; Andere die Abschaffung der September-Gesetze, welche die Neußerung der Gedanken durch eine Last von Geldbußen erschwerten, die für Confiscationen gelten könnten; noch ein Anderer die Brüderlichkeit zwischen den Nationen als Prinzip aufgestellt, um durch die Abschaffung aller Eroberungen den Krieg selbst abzuschaffen; wiederum Andere die Abschaffung des Wahl-Census, dieses politischen Materialismus, der das Eigenthumsrecht über das Menschenrecht erhebt. Alle stimmten für die Gleichheit nicht nur der Rechte, sondern auch für die Gleichheit der Fürsorge des Staates für die verschiedenen Klassen der Bürger, — ein Prinzip, das seine Anwendung finden sollte durch Anstalten zur Unterstützung und gegenseitigen Hilfe, so weit sich diese mit der Freiheit des Kapitals und der Sicherheit des Eigenthums, die Gegenstand der Sorge aller Regierungen sein müssen, welche die Gesellschaft retten und die Familie beschützen wollen, vertragen würden. . . . Als die Sitzung fast geschlossen und das Programm der Republik vollständig entworfen war, ergriff Lamartine nach einigem Zaudern das Wort. Ein Gedanke beschäftigte seit dem vorigen Tage seinen Geist. Er hatte ihn heimlich mit sich umhergetragen, ehe er damit hervortrat, aus Furcht, ihn mitzutheilen, ehe der rechte Augenblick dafür gekommen sei. Er hegte nicht Mißtrauen gegen das Gemüth seiner Kollegen, aber wohl gegen irgend ein Vorurtheil ihres Verstandes. Man sah an seiner Haltung, man hörte an dem Ton seiner Stimme, daß er eine große Wahrheit, eine große politische Tugend Preis zu geben fürchtete, indem er sie unerwarteter Weise zum Vorschlag brachte; er wollte sie anfänglich unter der Form eines Zweifels vortragen, um diese Maßregel nach der ersten Kenntnißnahme aufschieben zu lassen und dann wieder durch Ueberlegung zu derselben zurück zu führen.

Meine Herren, sagte er, auch die Revolutionen haben einen unermesslichen Fortschritt zu machen, auch sie müssen der Humanität einen reichen Tribut zollen. Ich bin so überzeugt, daß dieser Tribut von Gott verordnet ist und von den Menschen verstanden und gesegnet werden würde, daß, wenn ich einziger Gebieter und Autor dieser Re-

volution wäre, ich nicht anstehen würde, dieses Decret zum ersten der Republik zu machen. Und durch dieses einzige Decret würde ich ihr mehr Herzen in Frankreich und in Europa gewinnen, als Hunderte von Repressiv-Gesetzen, als Verbannungen, Achtungen, Vermögens-Einziehungen, Hinrichtungen ihr jemals unfreiwillige Ergebenheit erzwingen werden. Ich würde die Todesstrafe abschaffen.

Ich würde sie für alle Fälle abschaffen; denn die Gesellschaft bedarf ihrer nicht. Das Beispiel, das durch den Tod des Schuldigen aufgestellt wird, ersüßlicht mehr, als daß es abschreckt. Blut ruft nach Blut. Der Grundsatz der Unverletzlichkeit des Menschenlebens wäre besser vertheidigt, wenn die Gesellschaft diese Unverletzlichkeit selbst in dem Leben eines Verbrechers anerkannte. Aber wenn ein so großer Fortschritt in Ihrer Kriminalgesetzgebung der Nationalversammlung, der einzigen Gebieterin der socialen Gesetze, vorbehalten bleiben muß, so würde ich doch wenigstens für politische Vergehen die Todesstrafe augenblicklich abschaffen. Ich würde auf diese Weise dem Volke eine Waffe entziehen, die es in allen Revolutionen unaufhörlich gegen sich selbst gewendet hat; ich würde die furchtsamen Gemüther beruhigen, die in der Republik eine Zeit neuer Achtungen zu erkennen glauben; ich würde das Menschenblut außer Frage stellen. Ich würde die Herrschaft der Demokratie durch die göttlichste Verzeihung, durch die allerkügste Verwegenheit des Herzens, die jemals von einem siegreichen Volke, dessen Füße noch das vergossene Blut berühren, kund gegeben worden ist, einweihen; ich würde auf diese Weise kühn alle Feinde der Demokratie zum Wettkampfe der Großmuth herausfordern; und wenn jemals die Republik unterläge, so fielen sie wenigstens nicht als ein Opfer ihres eigenen Verbrechens, und würde sich aus der Bewunderung, die sie der Welt eingeblöht haben würde, bald wieder von Neuem erheben.

Lamartine las in den Zügen seiner Kollegen, daß dieser Vorschlag, obwohl er durch seine Kühnheit ihren Verstand überraschte, doch der Neigung ihrer Herzen entsprach. Alle erklärten sich in der Hauptsache mit demselben einverstanden; nur

in Bezug auf Zeit und Form machte man einige Einwendungen, und verschob die Entscheidung für eine zweite Berathung. . . . Am nächsten Tage ergriff Louis Blanc das Wort. „Meine Herren,“ sagte er, „der Gedanke des Herrn de Lamartine hat mich gestern lebhaft betroffen. Erschien er beim ersten Anblick zu kühn für unsere Lage, so ist er durch die Großmuth des Volkes in vierundzwanzig Stunden schon zu größerer Reife gediehen; vielleicht wird es heute schon im Stande sein, ihn zu begreifen und ihn zu dem seinigen zu machen. Dieser Gedanke bestand darin, der Vorstellung und dem Leben der Völker die Waffe der Todesstrafe zu entziehen, die das Herz mit Betrübnis erfüllt, die Meinungen vergiftet und die Eroberungen, ja, selbst die Tugenden der Revolutionen mit Blut besetzt. Ich trage darauf an, von Neuem über diesen Vorschlag Lamartine's zu berathen und bei Gelegenheit des glücklichen Beginnes der Demokratie der Menschheit dieses Geschenk zu machen.“ . . . Die Berathung bestand in nichts Anderem, als in einem Austausch der Zustimmung und gegenseitigen Beglückwünschung; das Herz erstickte alle ängstlichen Einwurfe des Verstandes. Die Größe dieses Actes, wo sieben Männer, die noch vor zwei Tagen durch das Blut des Bürgerkrieges hindurchgeschritten waren, diesen Bürgern vorzuschlagen wagten, ihnen für alle Zeiten die Waffe des Blutgerüstes zu entziehen, erhob die Gedanken und den Muth Aller; eine göttliche Begeisterung war in ihrer Haltung sichtbar; ihre Augen waren feucht, ihre Lippen stammelten, ihre Hände waren fieberhaft erregt, als sie die Federn über das Papier eilen ließen. Jeder suchte eine des Gedankens würdige Abfassung, um ihn dem Volke vorzutragen. Die Abfassung Lamartine's, berichtigt und verbessert durch einen Satz von Louis Blanc, wurde angenommen. Wie durch einen elektrischen Schlag der Begeisterung, erheben sich nach Anhörung derselben alle gegenwärtigen Mitglieder, Dupont de l'Eure, Lamartine, Arago, Marie, Cremieux, Bagnette, und fallen einander in die Arme, wie Männer, welche die Menschheit aus einem Schiffbruche gerettet haben. Sie legten ihre dreifarbigten Binden, das einzige Zeichen ihrer höchsten Amtsgewalt, an und schickten sich

an, den kühnen Beschluß dem Volke zur Bestätigung vorzulegen, den sie in seinem Namen zu fassen gewagt hatten. Lamartine ward damit beauftragt, diesen Aufruf an das Gemüth der Menge ergehen zu lassen.

Die Stimmen derjenigen, welche das Stadthaus anfüllten, kündigten den Draußenstehenden an, daß die provisorische Regierung auf den Platz herunterkommen würde; ein wirres Gefolge bildete sich um sie; sie durchzogen unter einem Dache friedlicher Waffen und wehender Fahnen die Stufen und erschienen auf der Freitreppe des Hotels. Dupont de l'Eure, unter dem Drucke der Müdigkeit aufgerichtet durch seinen Muth, gab einen Arm Lamartine, den anderen Louis Blanc. Ein ernstes Schweigen herrschte in der Masse.

Lamartine trat bis zu dem Gitter vor, bestieg eine kleine Erhöhung neben den Kanonen und warf mit der ganzen Kraft, deren die menschliche Stimme fähig ist, einige Worte der Beglückwünschung und frohen Begrüßung über diese Tausende von Köpfen hin, welche eine große Fläche vor ihm bildeten; alle Häupter waren entblößt und von hellen Sonnenstrahlen beleuchtet; der Blick und die geöffneten Lippen der Menge schienen die Worte einzufangen, noch ehe sie vernommen waren; die dem Redner am nächsten Stehenden überlieferten sie den Entfernteren. Lamartine sprach langsam, wie der Matrose auf dem Meere, um den Lauten die Zeit zu geben, diese Menschenwogen zu durchlaufen. Er begann damit, die Menge zu rühren und feierlich zu stimmen, um sie durch ein religiöses Gefühl auf den Beschluß vorzubereiten, für den er ihre Zustimmung erlangen wollte. Als er auf den Gesichtern die Sammlung, in den Augen die Rührung, auf den Lippen die Zustimmung erblickte, da las er das Decret.

Ein leichtes Stutzen der Ueberraschung war in einigen Gruppen bemerkbar. Ein Gemurre konnte Alles vereiteln; aber es brach nicht aus. Bei jedem Sage der Einleitung und des Beschlusses unterbrach das Volk, in dem Gedanken der Regierung seine eigene Größe fühlend, die Lesung durch Händeklatschen und Segenssprüche, die wie kräuselnde Winde über die Meeresfläche dahinfuhren. Das Decret wurde wie ein Evangelium der Menschlichkeit aufgenommen. Mit dem

Bewußtsein, Gehorsam gefunden, ja, sich Berehrung erworben zu haben, kehrte die Regierung in die Vorhalle zurück.

Der Rest des Tages ward der Freude gewidmet. „Wenn diese Revolution,“ rief Dupont de l'Eure aus, „nur diesen Tag gehabt hätte, und meine letzten Jahre hätten nur diese Stunde gehabt, ich würde mich nicht über die achtzig Jahre mühevoller Arbeit beklagen, die Gott mir zuertheilt hat.“

### A u s s e e.

Aussée ist der Geburtsort der modernen Philippine Welser, jener Anna Bloch, die wir als die Gattin des deutschen Reichsverweisers kennen. Im Markte das Haus Nr. 26 bewahrte noch vor Kurzem ihre Wiege; das kupferne Becken, in welchem das neugeborene Mädchen gebadet wurde, ist ein von der alten Haus- und Hofmeisterin gerne gezeigtes „merkwürdiges Stück.“ Wenn man über den prächtigen Grundsee, dessen Ufer ein Gasthaus „zum Erzherzog Johann“ freundlich schmückt, hingefahren ist, gelangt man an den Toplitzsee. Hier sah der Erzherzog Johann zum ersten Male die nachmalige Anna von Oesterreich, wie man die Freiin von Brandhof, die Mutter des Grafen von Meran, gerne zu nennen pflegt.

Der Grundsee lag wie ein himmelblauer Schild, den ein Götterheld nach dem Siege auf die Erde gelegt hat. Einzelne Hütten, grüne Waldstreifen, goldreife Feldstücke lagen an den Stellen, die sich zwischendurch gedrängt haben zwischen den See und die gewaltigen, schroff absinkenden Felsen und Berge. — Die Sonne machte noch ihre Häupter goldenroth glühen, ein grünweißer Kahn schnitt durch das weiche Silber der Fluthen, zwei Mädchenstimmen erwachten; die Töne, wie der Kahn von den Wellen getragen, klangen auf, klangen nieder. Ich hörte zum ersten Male den steierischen Gesang, wie er aufjauchzt, des Wiederhalls harret, dann leise wieder anzuschwellen beginnt, und volle, schöne Poesie ist. Ich werde nie wieder steierische Alpensänger

im Theater hören können. Der blaue Himmel, der wogende See, die wiederhallenden Berge, der duftige Wald müssen die Scene bilden. Die Töne klangen noch immer, ich lauschte, vorübergeneigt, wie sich der Kahn immer mehr und mehr entfernte, das Rothgold der Alpenzinken ging in violetten Duft über, es verhauchte und die Tieder verflangen. —

Aus dem Grundsee, eine frische kräftige Jungfrau, walt die Traun hervor. Ein prächtiger Wiesengrund scheint sie weich zu wiegen, indeß schwarzgrüne Waldbäume ihre Wiege umstehen, und Kühlung und Vogelgesänge ihr zuwehen.

Nach einem prächtigen zweistündigen Gange in streng entgegengesetzter Richtung durch Wald und Thal, über Wiesen und Felsen gelangt man nach Altaussée. Enger von Felsen umschlossen, ernster durch das Hereinschauen des von ewigem Eis gekrönten Fürsten der nordischen Alpen, liegt hier in einem tiefen Becken der See, ein lärmender Bach springt über Felsblöcke dem Wanderer entgegen, der ihn besuchen will.

Hart am Ufer des Sees liegt ein Haus, vor diesem ein Blumengarten. Ein steinerner Unterbau trägt zwei Stockwerke aus Balken und Brettern leicht gesugt. Ein hölzernes, zierlich geschnitztes Geländer den Seiten des Gebäudes entlang, ersetzt den städtischen Balkon. Den Giebel des Hauses spitzt ein Thürmchen mit einer Glocke zu, welche das in Wald und Feld arbeitende Gesinde zur Essenszeit zusammenläutet.

Das Haus am See ist das idealisirte Bauernhaus von Obersteyer. So gebaut, nur minder zierlich, nicht so luftig hell, vom Rauche geschwärzt, sind sie alle.

Wir begreifen, daß ein Dichter, eigentlich eine Dichterin, G. Ritter, eigentlich Frau v. Binzer, dieses Haus an dieser Stelle bauen ließ, und daß sie hier, wie Platen so schön sich ausdrückt, „in glücklicher Verborgenheit die klaren Bilder ihrer Seele malt.“ In diesem Hause hat Jos. Christ. Freiherr v. Bedlig ein gastliches Asyl gefunden. Der Dichter, dessen Haare völlig weiß geworden sind, seitdem ich ihn nicht sah, stand in kurzem schwarzen Sammetrock, haarhaupt unter Blumen, und schien bei beginnendem Regen, Mägden, die

um die Blumen beschäftigt waren, Befehle zu erteilen. Wie mochte er in diesem Bergfrieden, an diesem klar wogenden See, in diesem frischen Abenddusse seine Phantasie, die sonst nur anmuthig zu träumen pflegte, auf die blutigen Felder der Schlacht, in den Brand der Städte jagen und „Soldatenlieder“ schreiben? War das ein Aufklackern des ehemaligen unschuldigen Lieutenants der sehr unblutigen Landwehr, der in den Todtenkränzen von Napoleon mächtig stolz singt:

„Ich bin in Waffen gegen ihn gestanden.“

Wir freuten uns, zu hören, daß des Dichters Muse uns mit einer reinpoetischen Schöpfung, in der sie von der Welt, die ihr stets gern lauschte, Abschied nehmen will. Das Trommeldröhnen und Trompetengeschmetter machte sie versunken und traurig.

### Albert Gallatin.

Wiederum ist Amerika um einen seiner großen Männer ärmer. Albert Gallatin, der Staatsmann und Gelehrte, der Mann, dem seine politischen Gegner nichts als eben nur seine europäische Geburt (in Genf) vorwerfen konnten, und der im politischen Leben eben so rein wie in seinem Privatleben da stand, ist am 12. August im 89ten Jahre seines Lebens gestorben. Von diesen Jahren hatte er 69 seinem Adoptivvaterlande gewidmet, war Abgeordneter zum Congreß, Finanzminister und Gesandter in Petersburg, Paris, Gent und London gewesen, hatte mit den großen Staatsmännern der republikanischen Partei im innigsten Freundschaftsverhältnisse gelebt, und bis an seinen Tod in besonnener Milde und Festigkeit die Grundsätze treu bewahrt, welche er als unser Staatsleben leitend erprobt und erkannt hatte. Alle Tagesblätter geben mehr oder minder ausführlich seine Biographie (am besten bis jetzt der New-Yorker Tribune vom 14. August) und zählen die Reihe der von ihm verwalteten Staats- und Ehrenämter auf. An den Adoptivbürgern der Union würde es aber sein, Gallatin's Leben

und Wirken tiefer zu erfassen und der literarischen Welt in einer kleinen Darstellung zu überliefern, da ein solches Erfassen der europäischen Bildung vorzugsweise möglich ist und den jezigen und spätern Adoptivbürgern belehrend und nützlich sein würde. Albert Gallatin verband mehr wie jeder andere Adoptivbürger den Segen einer europäischen tiefgründlichen Bildung, einer angeerbten und durch Erziehung auch in der Ferne vollendeten Ehrenhaftigkeit mit der Unabhängigkeit, dem geschäftlichen Ernst und dem praktischen Blick der Amerikaner; er war einer der wenigen, mit denen man sich nie unterhalten kann, ohne etwas zu lernen, und der reiche Schatz seines Wissens und seiner Erfahrung stand freundlich allen denen offen, welche aus demselben schöpfen wollten. Seine Ehrlichkeit war auch in seiner Stellung als Staats- und besonders Finanzmann über allen Zweifel erhaben, und noch lange, nachdem er aus dem öffentlichen Leben zurückgetreten war, wurde seine Meinung über alle wichtigen Staatsverhältnisse erfragt, oft auch beherzigt. Fest in seinen moralischen Grundsätzen, überzeugt von den Segnungen gläubiger Gottesfurcht, war er sich klar in allem, was er that und wollte; ein Schüler und Freund des großen Apostels der modernen Demokratie Jeffersons, des Mannes, dessen demokratischem Schwung noch jetzt seine Anhänger kaum folgen können, war er doch jedem Fortschreiten entgegen, das nur auf Kosten der bürgerlichen und staatlichen Moral möglich war, was Schranken verletzte, Pflichten nicht achtete, deren Berücksichtigung und Erfüllung höhere Rücksichten gebieten mußten. So lange die Föderalisten am Ruder des Staates wie der Opposition waren, hielt er streng an dem Republikanismus fest, und nur als die Föderalisten überwiegend beseitigt waren und die schwachen Ueberreste derselben sich an die von Clay unter dem Namen der Whigdemokraten angeführten Conservativen der allmächtig gewordenen republikanischen Partei angeschlossen, neigte er sich mehr zu den ersteren, und sah in der Neugestaltung der Parteien als Locofocos und Whigs vorzugsweise nur eine Trennung der Conservativen von den Radicals. Für alle politischen Verhältnisse der Union war er eine Fundgrube des ächtesten, klar-

sten Wissens, und da er eben alles im Geiste einer vorzüglichen europäischen Bildung aufgefaßt hatte, da er seinem Interesse nach über den Parteienstand, war seine Unterhaltung über derartige Verhältnisse die belehrendste, die es geben konnte. In wissenschaftlicher Hinsicht waren Sprache-, geographische und ethnographische Studien die Lieblingsbeschäftigung seines höhern Alters, und seine bezüglichen Arbeiten (über die Indianer der Union im zweiten Bande der *Archaeologia Americana*; über die Indianer in den Territorien östlich und den Provinzen westlich von den Felsengebirgen im ersten und zweiten Bande der Sammlungen der ethnologischen Gesellschaft zu New-York) sind glänzende Beweise von dem, was er in diesen Feldern des Wissens zu leisten vermochte. Obgleich mit den mehrsten der europäischen Sprachen vertraut, hatte er doch die deutsche Sprache sich nicht zu eigen gemacht; er hatte zwar als junger Mann begonnen, Zimmermann's Buch über die Einsamkeit zu studiren, allein eine alsbald von diesem Buch erschienene Uebersetzung hatte ihn davon abstecken und es bequemer finden lassen, das Werk, an dem er ohnehin nicht viel Geschmack hatte finden können, in dieser Uebersetzung zu lesen. Seit jener Zeit hatte er nie wieder Zeit gefunden, sich mit der deutschen Sprache zu beschäftigen, bedauerte dies aber manchmal, da er auf den Fleiß und die eigenthümliche Ausdauer des deutschen Volkes auch in seiner Stellung als Finanzminister der Union vielfach aufmerksam gemacht worden war. Er hatte die Betriebsamkeit der Deutschen, namentlich in Bezug auf die Schiffahrt und das Verhältniß der hanfischen Schiffahrt zu der der Union kennen gelernt und manichfache Vergleiche in dieser Hinsicht angestellt, die allerdings für Deutschland sehr interessant waren. Doch war er selbst mit Amerika so sehr identificirt, daß er an seine fremde Geburt kaum mehr dachte, und nur hin und wieder durch plumpe Ausfälle der niederen Presse daran erinnert wurde. Seine Memoiren und sein ausgebreiteter Briefwechsel würden in vielen Hinsichten höchst interessant sein, wenn sie veröffentlicht würden, was vielleicht von Seiten seiner Familie geschieht. Seine Gattin, eine Tochter des Commodore Nicholsen, mit welcher er seit

1794 in einer glücklichen Ehe gelebt hatte, war ihm vor wenig Monaten in die Ewigkeit vorangegangen, und der Tod derselben hat ihn tief erschüttert. Obgleich in den letzten Jahren körperlich oft sehr schwach, war er doch, wenn er sich wohl fühlte, geistig aufgeweckt, und setzte die ihn Hörenden ebenso durch die Tiefe als durch den Umfang seines Wissens in Erstaunen. Nur seit dem Tode seiner Gattin war es merklich, daß auch sein Licht erlöschen, daß sein Stern untergehen sollte. Er starb auf dem Landgute seines Schwiegersohnes in Astoria bei New-York, und wurde am 14. August Nachmittags in Trinity Church beigesetzt. Friede seiner Asche!

New-York.

### Mitten durch's Herz.

(Beobachter.)

Aus Franken. Da gehe ich über die Rednigerbrücke; ein Soldat, den drei andere aus dem „fränkischen Observationscorps“ begleiteten, erlaubt sich eine höchst unsittliche Handlung auf offener Straße gegen eine Frau, die ihr kleines Mädchen an der Hand führt und neben ihrem Manne geht. Dieser weist den Soldaten höchst ernst, aber ruhig zurecht: der Soldat zieht den Säbel, die andern auch; der Mann wird mit Mühe weggerissen; der Offizier lacht dazu von der Ferne — das ging dem Manne, das ging mir mitten durch's Herz. —

Geschäfts halber muß ich einen Besuch machen. Da hängt die Frau am Halse des Mannes und weint, da hängen die Kinder an den Füßen des Vaters und schreien, — doch kein Bardon! Der Gerichtsassessor nimmt mit den Gensdarmen den „Hochverräther“ fort in die Trohnsfeste, weil er den fränkischen Aufruf an's württembergische Volk unterzeichnet hatte, es ging dem Vater, der Mutter und den Kindern, es ging mir mitten durch's Herz. —

Da circulirt ein Brief von einem politischen Flüchtling, der die hiesigen Demokraten inständig

um Geld zur Fahrt nach Amerika bittet; der „zwar lieber in Deutschland sterben, als in Amerika, wo er nichts zur Freiheit beitragen kann, leben möchte, aber in dem großen Deutschland keine Schaufel freier deutscher Erde zu einer Grabesstätte findet“ — das ging mir beim Lesen mitten durch's Herz. —

Ich gehe in den hiesigen Volksverein. Ich suche schon seit vierzehn Tagen diesen und jenen Hauptdemokraten und finde ihn nicht mehr. Morgens früh sehe ich ihn am Bahnhofe und rufe wohin, guter Freund? Nach M. zur Erholung; im Vertrauen es sollen heute wieder Verhaftungen vorgenommen werden; ach wären doch die Leute früher besonnener gewesen. „Mit Gut und Blut!“ erinnere ich ihn; „willst Du auch hinter Dich gehen?“ — es ging, wie ich merkte, ihm, es ging mir wenigstens mitten durch's Herz. —

Da singe ich vor meinem Fenster mein Liedlein in's Abendroth hinein: Ich hatt' einen Kameraden. Meine hart neben mir wohnende Nachbarin, eine Schustersfrau, seit einigen Wochen Wittwe, fängt im Kreise ihres Kinderhausens laut zu beten an: „Du, Gott im Himmel, laß meinen Georg im Spital in Schleswig-Holstein wieder gesund werden und bald wieder kommen, daß er uns ernähre statt des todtten Vaters etc.“; ich dachte an Friedericia, an den Waffenstillstand, an diese Frau — Herr Gott, wie ging's dieser Mutter, wie ging's mir mitten durch's Herz. —

Ich disputirte bei einem Glas Bier. Der Postbube bringt das Abendblatt des Nürnberger Correspondenten. „Biedensfeld ist doch erschossen; von acht Kugeln getroffen sank er nieder.“ Ich lasse mein Bier und gehe in's Feld hinaus. Wieder Giner, denk ich. Nur sieben Kugeln haben ihn, eine mich getroffen mitten durch's Herz. —

Mein Hausherr bringt mir den Nürnberger Courier in's Zimmer und liest mir, weil er wußte, daß ich ein Würtemberger bin, vor, „die Wahlen in Württemberg sind überwiegend links ausgefallen“; und weiter: „die Gefangenen auf Asperg haben in Folge davon die Festung illuminirt, so gut sie konnten“ — wie ging's wohl dabei jenen Männern in ihren Kerkern, wie ging es mir mitten durch's Herz. —

Nachdem ich am Montag den Löffel gewischt, bringt mir die Post um halb ein Uhr, wie gewöhnlich, den württembergischen Beobachter. „Heute tönt das Grabglöcklein dieser Kammer etc.“ — Ich dachte an jene Kammer, wie sie für die Reichsverfassung austrat und dachte an dieselbe Kammer, wie sie dem Ministerium Römer zur Auflösung der Nationalversammlung ein Vertrauensvotum abgab — wie damals wohl jenen Männern aus der Nationalversammlung, so ging's mir jetzt wieder mitten durch's Herz. —

Ich komme hier in eine Gesellschaft.

„Römer hat Württemberg vor einem badischen Unglück gerettet, das ist ein Mann!“

Wenn er nur nicht so „unziemlich“ gegen die Nationalversammlung hätte auftreten lassen!

Nein, Römer hätte Vieles anders machen, wenigstens vermitteln können; er hat einen Theil des badischen Unglücks auf dem Gewissen.

Römer hätte Württemberg, hätte Deutschland vor der Preußenherrschaft retten können; jetzt ist's zu spät.

Römer wird sich der preussisch Detroyirten niemals fügen; er wird sich der neuen Kammer nähern und die Grundrechte ehrlich durchführen, wie er versprochen.

Ja, Römer kann Württemberg, kann selbst Deutschland noch einigermaßen retten; er und die neue Kammer wird nicht ohne Einfluß auf unsere bayerische Regierung bleiben, hätten wir nur in Baiern einen Römer!

So wird disputirt, und ich, ich denke an den alten Römer, wie ich ihn als Linken in der Kammer gesehen, ich denke an den jetzigen Minister und den zukünftigen Abgeordnetenminister in der neuen Kammer: es ging jenen fränkischen Männern, es ging mir Würtemberger ein kleiner Hoffnungsstrahl mitten durch das so viel getroffene und zerfleischte Herz. —

Möchte die Sonne, von der er ausging, auch Römer einen senden mitten durch's Herz!

## Die electromagnetischen Telegraphen in Preußen.

Schon früh hatte das wichtige und interessante Communicationsmittel der electromagnetischen Telegraphen die Aufmerksamkeit der preussischen Staatsverwaltung auf sich gezogen. Als die Erfindungen auf diesem Felde mehr zur praktischen Ausführung heranreisten, wurden von Staatswegen ausführliche Versuche angeordnet, um zweckmäßige Vorschläge für die Einrichtung von Staats-telegraphen vorzubereiten. Es ward dazu hier in Berlin eine besondere Kommission niedergesetzt und derselben verhältnißmäßig bedeutende Geldbeträge aus der Staatskasse zur Disposition gestellt.

Unter Leitung dieser Kommission ward als erster Versuch eine Telegraphenverbindung zwischen Berlin und Potsdam mit einer durch die Luft geführten Drahtleitung bereits vor drei Jahren hergestellt, welchem Beispiel folgend mehrere Eisenbahngesellschaften, unter ihnen namentlich und zuerst die thüringische, die großen Vortheile der electromagnetischen Telegraphen für den Eisenbahndienst erkennend, für ihre besonderen Zwecke Telegraphen mit durch die Luft geführten Drahtleitungen anlegten. Demnächst richtete die niedergesetzte Kommission ihre Bestrebungen vornemlich dahin, durch unterirdische Drahtleitungen die Uebelstände zu beseitigen, welche sowohl in Bezug auf leichte zufällige oder absichtliche Zerstörung, wie auf mangelhafte Isolirung und nachtheilige Einwirkung der atmosphärischen Electricität mit den Drahtleitungen durch die Luft noch verbunden waren.

In der Gutta-Percha wurde nach vielfachen Versuchen hier in Berlin zuerst endlich eine Substanz gefunden, welche, zur Umhüllung der Kupferdräthe angewendet, den Anforderungen zu entsprechen im Stande war, welche behufs Anlegung einer unterirdischen Leitung in Bezug auf Isolirung und auf Haltbarkeit gestellt werden mußten. Gleichzeitig wurden im Wege öffentlich ausgeschriebener Concurränz verschiedene Constructionen von Telegraphenapparaten zur Vergleichung gebracht, um für die Staats-telegraphen die zweckmäßigste Wahl zu treffen. Demnächst wurden

mit den betreffenden Staatsregierungen wegen der Durchführung der Telegraphenlinie durch die verschiedenen Gebiete und ebenso mit den betheiligten Eisenbahngesellschaften wegen der Benutzung der Eisenbahnen die erforderlichen Verträge abgeschlossen, wobei ebenso wohl die zuvorkommende Bereitwilligkeit der betreffenden Regierungen, als auch die große Willfährigkeit der betreffenden Eisenbahngesellschaften besondere Anerkennung verdient. Nach diesen Vorbereitungen wurde im Jahre 1848 zur wirklichen Ausführung der Telegraphen geschritten und bereits im Februar d. J. konnte die erste Linie zwischen Berlin und Frankfurt a. M. vollständig in Gebrauch genommen werden. Diese etwa 90 Meilen lange Linie mit Stationen zu Berlin, Jüterbogk, Köthen, Halle, Erfurt, Eisenach, Kassel, Gießen und Frankfurt bot einerseits wegen der großen Zahl verschiedener Staaten, deren Gebiet dabei berührt wird, andererseits auch deswegen besondere Schwierigkeiten dar, weil die Eisenbahn, in deren Bahndamm die unterirdischen Leitungen vorzugsweise bequem und sicher gelegt werden können, zwischen Eisenach und Frankfurt noch größtentheils nicht vollendet ist und daher auf diesen Strecken die Drahtleitung vorläufig durch die Luft geführt werden mußte.

Eine zweite Linie von Berlin nach Aachen mit einer 4 Meilen langen Seitenlinie von Düsseldorf nach Elberfeld wurde im Juni d. J. vollständig vollendet; sie hat eine Gesammtlänge von 99 Meilen und Stationen zu Berlin, Potsdam, Magdeburg, Oschersleben, Braunschweig, Hannover, Minden, Hamm, Düsseldorf, Elberfeld, Deuz, Köln und Aachen. Diese Linie konnte durchgängig dem Zuge der vollendeten Eisenbahnen sich anschließen und daher auch durchgängig mit unterirdischen Drahtleitungen versehen werden, welche auch bei den schwierigen Flußübergängen der Havel, der Elbe und des Rheins, wo die Leitung im Grunde des Flußbettes durchgeführt werden mußte, sich bisher vollkommen bewährt haben.

Eine dritte Linie zwischen Berlin und Hamburg von 38 Meilen Länge mit Stationen in Berlin, Wittenberge, Hagenow und Hamburg konnte bereits im Mai d. J. vollständig in Gebrauch genommen werden.



Eine vierte Linie zwischen Berlin und Stettin, 18 Meilen lang, mit Stationen zu Berlin und Stettin, ist soeben vollendet worden.

Außerdem ist eine fünfte Linie von Berlin über Breslau nach Oderberg an der österreichischen Grenze in Ausführung begriffen; sie wird eine Länge von 72 Meilen und Stationen zu Berlin, Frankfurt, Liegnitz, Breslau, Oppeln, Kosel, Ratibor und Oderberg erhalten. Auf dieser Linie vermittelt gegenwärtig provisorisch der auf der niederschlesisch-märkischen Eisenbahngesellschaft angelegte Telegraph, mit Drathleitung durch die Luft, die Verbindung zwischen Berlin und Breslau.

Die 24 Meilen lange Strecke von Breslau nach Oderberg wird soeben mit unterirdischer Leitung versehen und dürfte zu Ende des laufenden Monats vollendet sein.

Auf diese Weise sind von der preussischen Staatsverwaltung trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse bei Aufwendung von ungefähr 400,000 Thlr. in noch nicht 12 Monaten bereits 245 Meilen electromagnetischer Telegraphenlinien vollständig angelegt worden, welche Berlin mit Frankfurt a. M., Aachen, Hamburg und Stettin in Verbindung setzen. Vor Ablauf dieses Jahres wird die Gesamtlänge voraussichtlich auf 317 Meilen gestiegen und die Verbindung zwischen Berlin und Oderberg vollständig hergestellt sein, welche durch Vermittelung der kaiserlich österreichischen Telegraphen Berlin mit Wien und mit dem adriatischen Meere verbindet.

Nächstdem wird auch in Verbindung mit der Ostbahn ein electriccher Telegraph nach Königsberg und Danzig angelegt und dadurch die östlichen mit den westlichen Provinzen, sowie mit der Hauptstadt verbunden werden.

Sämmtliche preussische Telegraphenlinien sollen demnächst nicht allein zu Staatsdepeschen benutzt, sondern auch dem Gebrauche des Publikums überlassen werden, eine Maßregel, welche in Bezug auf die Berlin-Aachener, resp. Elberfelder und auf die Berlin-Hamburger Linie bereits noch im Laufe dieses Monats in's Leben treten wird, wozu die betreffenden Regulative und Tarife bereits die Genehmigung Sr. Majestät des Königs erhalten haben.

Zur Verwaltung der Staats-telegraphen ist eine königliche Telegraphendirection eingesetzt, welche als eine Nachrichtenbeförderungsverwaltung dem königlichen Generalpostamt zugewiesen und mit diesem dem Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten untergeordnet ist.

Die Telegraphendirection hat in Berlin ihren Sitz, und es wird beabsichtigt, von den jetzt auf den hiesigen Eisenbahnhöfen vorläufig eingerichteten 5 einzelnen Stationen die Leitungen zu einem Centralbureau zusammenzuführen. Das letztere soll zur Erleichterung der Aufgabe der Depeschen des Publikums in der Mitte der Stadt angelegt und dadurch zugleich auch die Beförderung aller durchgehenden Depeschen sehr beschleunigt werden.

Berlin.

St. A.

## Reisebilder aus Südamerika.\*

### I.

Buenos-Ayres, 9. Juni. Wenn man manchmal aus dem stillgewohnten Treiben des alltäglichen Lebens — vielleicht plötzlich und ohne große Vorbereitungen — eine Reise nach irgend einem anderen Ort, der so nah oder fern liegen mag wie er will, gemacht hat, und wacht dann am ersten Morgen in dem fremden Bette auf, so reibt man sich wohl nicht selten ganz erstaunt die Augen, und kann sich im Anfang um's Leben nicht besinnen, wo man eigentlich sei und wie man da hingekommen. Ähnlich geht es mir jetzt, und beinahe tagtäglich in dem fremden Lande, und es giebt wirklich noch Augenblicke, wo ich gar nicht übel geneigt bin, meine sämmtliche Umgebung, trotz handgreiflichem Gegenbeweis, für einen neckischen Traum zu halten, der mich urplötzlich aus der Heimath, aus dem Kreise meiner rastlos politisirenden und zeitunglesenden Landsleute, mitten zwischen die sonnverbrannten abenteuerlichen Gestalten der Gauchos versetzt habe, und mich nun, sowie ich mich nur entschließen

\* Augsburger Allgemeine Zeitung.

könnte die Augen aufzumachen, auch natürlich ebenso rasch wieder zurückbringen müsse, wohin ich eigentlich gehöre. Die Sache blieb aber unverändert wie sie war, und ich konnte endlich der Ueberzeugung nicht entgehen, daß die Heimath weit, weit hinter mir und auf's neue ein wildes, aber thätiges Leben vor mir liege. So mit Gott denn, der Anfang ist gemacht, und bleib ich gesund, so hoff' ich meine lange Wanderung auch glücklich und mit günstigem Erfolg zu Ende zu führen.

Doch fort mit allen Borreden, mitten hinein will ich springen in das lebendige rege Treiben das mich umgiebt, und dabei versuchen, ob ich Ihnen nicht, so kurz und bündig mir das möglich ist, einen ungefähren Ueberblick über diesen Theil der Erde (von dem aus ich gewissermaßen meine Reise antrete) geben kann.

Sonntag den 3. Juni fuhren wir Morgens mit dem großen Boot vom Bord des San Martin aus an's Land. Die Wellen gingen noch ziemlich hoch, denn ein scharfer Südosten hatte die Wasser aufgeregt und schleuderte die Wogen in starker Brandung gegen das Ufer an, wo die Landung der Passagiere stattfinden muß; glücklich und sogar wider Erwarten trocken erreichten wir aber nach etwa stündigem Segeln das Land, und sprangen bald, froh genug einer langen ermüdenden Seefahrt entgangen zu sein, auf festen Grund und Boden.

Hast Du Dich, lieber Leser, wohl schon einmal recht lebhaft in die Märchen von Tausend und eine Nacht hinein versetzt, wo ganz plötzlich und unerwartet auf ein einfaches Indiehändeschlagen oder ein anderes höchst unschuldiges Zeichen die wunderbarsten Gestalten und Landschaften aus dem Boden heraussteigen und den Beschauer überraschen? Hast Du das, so wirst Du Dir einen ungefähren Begriff von dem Eindruck machen können, den meine Umgebung, die nun schnell um mich her aufstieg, auf mich hervorbrachte. Die Aussicht auf die Stadt war mir bis dahin nemlich, da ich hinten im Boote gesessen, ganz durch das breite aufgespannte Segel entzogen worden, und jetzt, als dieses fiel, war es, als ob ein Vorhang niedergedrückt wäre, um mich mit vorher sorgfältig berechnetem Effect zu überraschen.

Vor mir lag, von der Brandung bespült, die schäumend über lose hingestrente flache Felsblöcke hinwegsprang und sprudelte, der Landungsplatz von Buenos-Ayres, und das Ufer wimmelte förmlich von abenteuerlichen, phantastischen Gestalten. Finstere, scharfgezeichnete und sonngebräunte Gesichter starrten überall unter schwarzen Hauben und rothen Mützen auf uns hin, und wohin auch das Auge fiel, begegnete ihm grelle, bunte, meist aber zinnoberrothe Farbe. Die Tracht der Männer erhöht dabei das Vittoreeske der Farben. Den Kopf bedeckt meistens eine rothe, stets fest auf einer Seite getragene Mütze. Der Poncho oder Mantel (ein viereckiges Stück Zeug, durch dessen aufgeschlitzte Mitte der Kopf gesteckt wird), fällt in malerischen Falten um den Körper nieder, und ist nur gewöhnlich über dem rechten Arm durch einen Knopf in die Höhe gehalten, um jenem freie Bewegung zu gestatten. Die Beine stecken darunter in weißen langbefranzten Unterhosen, die, wie die Leggings der nordamerikanischen Indianer, nur eigentlich unzusammenhängende Hosenbeine sind, zwischen denen dann wieder ein buntes Tuch um die Lenden gegürtet ist. Die Füße stecken meistens in ungegerbten Kuh- oder Pferdebeinen, auf deren Zubereitung ich später zurückkommen werde. So ausgestattet hängt der „Gaacho“ auf seinem Pferde, und die beiden vorn aus dem Hautstiefel schauenden Zehen in den kleinen schmalen Steigbügel gestützt, die Linke trägt auf den hinten am Sattel befestigten Lasso gestemmt, schaut er mit den scharfen dunklen Augen mürrisch auf den „Fremden“ hin, wirft sich dann im Sattel herum und sprengt in gestrecktem Galopp das Ufer entlang.

Doch von diesem wird der Blick gar bald zu dem übrigen Treiben der lebendigen Stadt gezogen. Unzählige Boote schießen unter schwellenden Segeln vom Lande, oder gleiten zwischen den dort vor Anker liegenden kleinen Fahrzeugen hin; großmächtige zweirädrige Karren fahren überall in dem seichten Uferwasser herum, um Landung und Mannschaft aus den Fahrzeugen zu nehmen, die zu tief im Wasser gehen, bis dicht an's Trockne zu laufen. Hier treibt ein brauner, mit zerrissenem Poncho bedeckter Junge, eine Herde raubgenug aussehender Poney's in den Strom, und

gerade vor die bald mitten zwischen ihnen hinschießenden Boote hinein, daß die Thiere oft dem rasch dahergleitenden Bug gar nicht mehr so schnell ausweichen können, und nicht selten durch die Wucht des Fahrzeugs umgeworfen werden; dort stolziren eine Anzahl der wildest und wunderlichst aussehenden Soldaten, die mir in meinem ganzen Leben noch vorgekommen sind, ziemlich lässig vor dem Gebäude des Hafenkapitäns herum. Gleich daneben singt und jubelt eine Anzahl betrunkenen Matrosen, die jenes Kriegsschiff da draußen, von dessen Stern der Pennant flattert, schon vor vier Tagen an's Land gelassen hat, und jetzt, trotz den wiederholten Bitten und Drohungen der Offiziere, noch nicht wieder an Bord bekommen konnte. Kurz, Menschen wie Bogen drängen und treiben durcheinander hin, und das Auge wird nicht satt, die neuen Bilder in sich aufzunehmen.

Kaum weniger interessant ist dabei die, wenn auch nicht an Naturschönheiten, doch sonst an manchen Eigenthümlichkeiten reiche Scenerie. Das Land, wie überhaupt das ganze Ufer des La Plata, von der Mündung bis hierher, ist flach und bietet nur wenige Hügel, ja selbst höchst spärlichen Baumwuchs; die Bauart der Stadt aber, die niedrigen Häuser und flachen Dächer, die vergitterten Fenster und das düstere Roth der Backsteine giebt dem ganzen Platz einen so besondern Anstrich, daß man den ersten Eindruck dieser zusammengedrängten Häusermassen wohl schwerlich vergessen wird.

Aber auch oben an der Landung haben die nach europäischem Geschmack gekleideten Männer eine Auszeichnung, die besonders dem Fremden rasch in's Auge fällt und seine ganze Aufmerksamkeit erregt. Die grellrothe Farbe spielt selbst in ihrem Anzug eine bedeutende Rolle, und dient dazu, sie als Bürger der argentinischen Republik zu bezeichnen. Die Bürger der Republik müssen nemlich den vom Gouverneur Rosas gegebenen Befehlen nach eine grellrothe Weste — deren Stoff jedoch in ihrem Belieben steht — ein rothes Band um den Hut, und in einem Knopfloch ein langes Band von eben der Farbe tragen, auf dem die Devise der Republik: „Viva la confederacion Ar-

gentina — inueran los salvages Unitarios“ \* mit schwarzen Buchstaben gedruckt ist. Diese Devise findet sich überall — kein Dokument wird ausgestellt, auf dem sie nicht den Anfang macht, kein Paß wird ohne sie visirt, keine Zeitungsannonce fast ohne sie eingerückt, so daß sie in jedem Blatt unzählige Male vorkommt; auf den Aushängeschildern findet man sie, selbst über dem Theater, und überhaupt in jedem Ort, wo ein öffentlicher Anschlag, eine öffentliche Anzeige oder Ueberschrift angeschlagen, gemalt oder geschrieben ist; selbst der Nachtwächter ruft sie Nachts in den Straßen, und es ist wohl möglich, daß es nöthig wird, einem Volke die jetzige, wohl strenge aber auch tüchtige Regierung im Gedächtniß zu erhalten, das sonst gewohnt war, seine Gouverneure mit unglaublicher Schnelle zu wechseln. Es ist wohl kaum ein Märchen, was mir erzählt wurde, daß sich in der Zeit der häufigen Revolutionen die Leute, morgens wenn sie aufwachten, nicht selten fragten, wer ist denn nun heute Gouverneur? Jetzt hat sich dies geändert, und die Argentinier fragen dies nicht mehr, denn sie wissen wer Gouverneur ist.

Trotzdem aber, daß die Regierung der jungen Republik jetzt wohl stark und sicher befestigt ist, kann man den Staat selber doch immer noch als erst im Entstehen bezeichnen. Bis jetzt hat er sich, während der ewigen Kriege mit dem Nachbarstaat Montevideo, nur schwach ausbilden können, der Handel auf dem Strome wurde durch die Blokade der Engländer und Franzosen gehemmt, und die Bürger mußten, anstatt zu den nützlichen, einträglichen Beschäftigungen des Bürgers und Landmanns, zu Wehr und Waffen greifen. Auch das Volk im Innern war noch zu wild und trozig, und fügte sich nur höchst ungerne und erst nach heftigem Widerstand den strengen Befehlen, die seiner Willkür hemmend in den Weg traten. Ja, selbst die wilden Stämme der Pampasindianer schreckten durch ihre rohen Grausamkeiten und nicht selten tollkühnen Angriffe die fleißigen Landbebauer zurück, sich weiter in's Innere zu wenden. Jetzt aber scheint die schlimmste

\* Es lebe die argentinische Republik — es sterben die wilden Unitarier!

Krisis überstanden, und die argentinische Republik geht vielleicht bald und mit raschen Schritten einer Wohlhabenheit und Vervollkommnung entgegen, die ihr auch schon ihrer glücklichen Lage und ihres gesunden Klima's wegen im reichsten Maße gebührt. Für jetzt liegt noch alles im ersten Beginnen, nichts fast von allen hier verbrauchten Fabrikaten wird im Lande selber angefertigt, selbst der Gaucho sieht sich für seine einfachsten Bedürfnisse auf das Ausland angewiesen. Seine Ponchos werden in Europa gewebt, seine großen eisernen Sporen ebendort gegossen, das geringste Kleidungsstück das er trägt, kommt über das Meer herüber, und selbst einzelne eigene Erzeugnisse müssen erst versandt werden, um im anderen als rohen Zustand hier benutzt werden zu können. Hierher gehört besonders die Wolle, ja sogar das Pferdehaar, das die Tapezierer der hier so theuern Arbeit wegen in Deutschland oder England kräuseln lassen, um es hernach zu ihrem Geschäft zu verwenden.

Auch den Fortschritt des Ackerbaues hindert der Mangel an Arbeitern, und der dadurch unverhältnißmäßig erhöhte Lohn. Weiter im Innern des Landes sehen sich die Leute nur auf Viehzucht beschränkt, und sind nicht im Stande die nöthigen Kosten an Einfriedigungen und Gräben für anzulegende Felder zu bestreiten, die überhaupt in dem holzarmen Lande ziemlich hoch zu stehen kommen müssen. Die Ausfuhr der Produkte beweist dies ebenfalls — wie von der Westküste Afrika's werden von hier aus bis jetzt nur Rohstoffe, als da sind Häute, Wolle, Talg, Haare u. ausgeführt, und doch hat das Land alle die Hilfsquellen, die es einst zu einem der blühendsten der Erde machen müssen.

Es läßt sich dabei denken, daß noch nicht viel für die Verbesserung des Landes selber geschehen konnte. Dem Hafen fehlt noch ein ordentlicher Leuchtturm, und ein Damm oder Ausbau, daß Boote auch, was jetzt der Brandung wegen unmöglich ist, bei einem starken Südostwind landen können; ja der Fluß selber muß später, um die Schiffe vor den nur zu häufigen und gefährlichen Sandbänken zu warnen, an noch mehr Stellen mit Leuchtfeuern versehen werden. Auch die Straßen der Stadt sind schlecht beleuchtet und in

noch ziemlich trauriger Verfassung; bei Regenwetter gleichen die meisten flüssigen Morästen, und die unförmlichen aus dem Innern kommenden Wägen tragen viel dazu bei, sie in dieser Verfassung zu erhalten. Ein Staat kann aber auch nicht mit einem Male geschaffen und auch vervollkommen sein, und ich bin überzeugt, daß die argentinische Republik, wenn ihr nur der jetzige Gouverneur noch lange bleibt, reißende Fortschritte machen wird. Gouverneur Rosas scheint gerade der Mann zu sein, das kräftige aber wilde Volk der Gauchos im Zaum zu halten. Er hat sich als Gouverneur der Republik trotz aller Intriguen und offenen Angriffe der Gegner zu behaupten gewußt; er hat die Indianer gezüchtigt und in ihre Schranken zurückgewiesen, und dem Land und dessen Verkehr eine Sicherheit gegeben, die es früher, nach allem was ich darüber gehört, nicht kannte. Dabei ist jetzt endlich nach langem Streite ein sechsmonatlicher Waffenstillstand mit Montevideo geschlossen, der wohl allem Anschein nach in einen gütlichen Ausgleich endigen wird. Das letzte ist dann gehoben, was dem Lande bis jetzt seine schon ohnedies spärlichen Bewohner so gänzlich entzog, daß an manchen Stellen die Estancias von ihren Insassen gänzlich entblößt wurden, die Gebäude zerfielen und das Vieh sich in alle Welt zerstreute, und wenn dann noch eine tüchtige Einwanderung (die schon von den benachbarten Staaten, besonders von Rio Grande und Montevideo, begonnen hat) den Eingeborenen zu Hilfe kommt, so kann und muß sich das Land von Jahr zu Jahr in seinen Erzeugnissen bessern, und man braucht gerade kein Prophet zu sein ihm eine glückliche Zukunft vorherzukünden.

Buenos Ayres (gesunde Luft) selbst ist übrigens keineswegs eine unbedeutende Stadt; sie hat über 100,000 Einwohner, und die Gebäude sind, wenn auch niedrig, doch gänzlich aus Stein errichtet (Feuersbrünste kommen hier auch nie, oder doch wohl nur höchst selten vor). Die Kirchen, von denen es eine sehr große Anzahl giebt, geben mit ihren gewölbten Kuppeln der Stadt ein etwas morgenländisches Ansehen, und zwei Theater werden von dem Publikum, das in seinen Vergnügungen wohl etwas beschränkt ist, sehr häufig besucht. Das eine, das Victoria-Theater, soll eine

recht tüchtige Oper besäßen; das andere bringt Schauspiele, verschmäht es aber auch nicht, Taschenspieler und Seiltänzer in seine Räume und in den Kreis seiner Wirksamkeit aufzunehmen. Sonst steht unter den öffentlichen Lustbarkeiten auch noch ein Circus und Puppen- oder Marionettentheater angezeigt, von denen selbst das letztere über dem grob gemalten Vorhang die unausweichbare Devise: *Viva la confederacion — mueran los salvages unitarios* trägt.

Die Umgegend von Buenos Ayres bietet, außer dem breiten schönen Strom mit seiner Menge von Masten, dessen gegenüberliegende Ufer nur manchmal bei sehr hellem Wetter sichtbar sein sollen, sehr wenig Vittoreßkes; trotzdem ist die Natur auch in dieser Gestalt schön, und besonders fesselt manche Eigenthümlichkeit das Auge des Europäers. Zu diesen gehören besonders die Einfriedigungen der Gärten und kleineren Felder nahe bei der Stadt, die des großen Holzmangels wegen meistens aus dicht aneinander gepflanzten wuchernden Aloes und Cactus bestehen. Vorzüglich schön sehen die Aloes aus mit ihren riesigen fleischen Blättern und den oft bis über 24 Fuß hoch aufgeschossenen Blütenstengeln (jetzt leider nicht in der Blüthe), und so dicht stehen sie zusammen, daß ein Pferd oder Rind wohl nicht leicht den Durchgang wagt, ein Mensch sich aber erst eine Bahn hindurch schneiden oder hauen müßte. Auf solchen Einbruch steht jedoch Todesstrafe, und die Gesetze lassen hier nicht mit sich spaßen.

### Die Familie Meyer.

Novelle aus der Geschichte der Juden in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Monaten bewegte sich alles wieder im gewohnten Geleise. Nur wenige Familien waren völlig verarmt, und diese wurden reichlich unterstützt; die meisten aber fingen bereits an, sich wieder zu erholen und gute Aussichten für die Zukunft zu hegen. Mit leichtem Sinn

setzte man sich über das Vergangene weg, daß man so gut als möglich verschmerzte. Man hatte die List der Gewalt entgegengesetzt und glaubte nun, gegen jeden neuen Streich von Seiten des Königs gesichert zu sein.

Meyer war der einzige in der Gemeinde, der diese Ansicht nicht theilte und sich nicht zu beruhigen vermochte. Ihm schien es nothwendig, den Schutz der mächtigen Vasallen aufzusuchen, bei denen sich eine bessere Gesinnung gegen die Juden, eine treuere Erfüllung ihrer Zusagen erwarten ließ. In jeder Sitzung des Gemeinde-Vorstandes, der nun bereits wieder anfing, sich mit minder wichtigen inneren Angelegenheiten zu beschäftigen, sprach er seine Meinung aus, daß man sich zur Auswanderung rüsten müsse. „Wie leichtsinnig seid ihr, euch in einen Traum von Sicherheit zu wiegen,“ sagte er. „Ihr habt erfahren, wessen Philipp August gegen euch fähig ist, und wollt es dennoch ferner wagen, euch seiner Willkür zu überlassen. Man hat in Frankreich wie in anderen Ländern Mergeres gegen Juden verübt, man hat gegen sie mit Blünderung, Raub und Mord gewüthet, aber es war dann immer ein rasender, fanatischer Pöbel, der gegen sie losbrach, man sprach dann gegen die Juden irgend eine unsinnige Beschuldigung aus, man erfand einen Vorwand, das unmenschlichste Verfahren zu rechtfertigen. Es war ein schreckliches Unglück für diejenigen Juden, die die erste Wuth traf, aber die erhitzten Gemüther kamen doch endlich zur Besinnung, die besseren Christen bemühten sich doch, den Ausbrüchen des Grimms Einhalt zu thun, edle Geistliche, selbst Päpste sprachen zu unseren Gunsten, entkräfteten die falschen Anklagen, Schaam, Reue und Mitleid folgten der wüthenden Zerstörung, und nun durfte man doch wieder eine friedliche Zeit erwarten, wie man, wenn eine schlimme Pest ausgetobt hat, auf einen dauernden Gesundheitszustand rechnen kann. Das ist eben das fürchterlichste, daß Philipp August es nicht einmal der Mühe werth gefunden hat, seine Ungerechtigkeit gegen uns zu beschönigen, daß er ohne Zorn, ohne uns ein Verbrechen aufzubürden, mit kaltem Blute, ohne irgend einen Grund anzuführen, mit Verhöhnung seiner eigenen Gesetze, seiner eigenen Gerichtshöfe, unbe-

kümmert um den uns für hohen Preis zugesagten Schutz, ohne Erröthen über seine räuberische Habsucht, unser Verderben beschließt. Bildet ihr euch ein, ihm werde es unbekannt bleiben, daß wir noch nicht ganz verarmt sind? Wie wollt ihr es anfangen, euer Besitztum vor ihm zu verbergen? Wird er nicht erfahren, weiß er nicht wahrscheinlich schon jetzt, daß ihr wieder Geschäfte treibet, die ihm nun nichts mehr abwerfen, da ihr Christen für euch die Abschlüsse machen laßt? Wird er nun nicht gereizt werden, wenn er sich durch eure List um seinen Vortheil gebracht sieht, und wird er kein Mittel finden, euch zu vernichten? Glaubet mir, ihr wandelt am Rande eines Abgrundes, in den ihr stürzen werdet, wenn ihr ihn nicht durch eine zeitige Flucht verlasset. Flucht ist unser einziges Rettungsmittel. Wo keine Gerechtigkeit waltet, wo nicht einmal die Form des Rechts geachtet wird, wo die Willkür offen auftritt, da giebt es keine Sicherheit."

Diese Worte machten zwar manchen Ältesten besorgt und ängstlich, vermochten aber deshalb nicht, die Hoffnung auf eine günstigere Wendung der Verhältnisse zu erschüttern. Besonders trat ein würdiger Ältester, ein vertrauter Freund Meyer's dagegen auf. „Du ermahnst uns, daß wir uns freiwillig das Härteste auferlegen sollen, was die Grausamkeit über uns verhängen könnte," sagte er. „Wir sollen auswandern, wir sollen die Städte verlassen, wo wir geboren und erzogen sind, wo die Gebeine unserer Väter ruhen, wo uns Familienbände fesseln, wo uns die christlichen Einwohner Liebe abgewonnen und Liebe erzeugt haben. Wir sollen uns zerstreuen, umherirren, bis Jeder von uns einen Zufluchtsort findet, der ihn gastlich aufnimmt. Ist es leicht, einen solchen zu treffen? Werden die Länder, die Städte so geneigt sein, uns zu empfangen, uns unter sich verweilen zu lassen? Wenn wirklich hier unser Verderben beschlossen wäre, wird dann das Umherirren in der Fremde uns retten? Werden wir nicht einzeln, einsam, ohne Hilfe, ohne Theilnahme untergehen? Und warum sollen wir einen so verzweifelten Weg einschlagen? Weil eine That der Gewalt unser Vermögen vermindert! Ist unser unglückliches Volk nicht schon härter geprüft worden? Du hast selbst der blutigen Verfolgungen

gedacht, die über uns ergangen sind. Wir haben uns dann mit Ergebung unter der Hand Gottes gebeugt, und wenn sein Erbarmen über uns rege wurde, und er den Ingrimm unserer Peiniger stillte, genossen wir dankbar die Friedenszeit, die uns in unserm Elend einige Erholung gestattete. Es fiel uns nicht ein, den Ort zu meiden, wo uns das härteste Geschick daniedergeschmeitert hatte. Sollen wir jetzt ungeduldiger werden, da uns nur ein Geldverlust betroffen hat? Warum sollen wir dieses Mal gerade die Wiederkehr des Ungemachs befürchten? Ich möchte im Gegentheil behaupten, daß wir nichts zu besorgen haben. Philipp August hat nicht Bedenken getragen, unsern Wohlstand seinem Eigennuz zu opfern. Nunmehr ist seine Geldgier befriedigt, und er schadet sich selbst, wenn er nicht duldet, daß wir uns wieder aufzuhelfen suchen. Es muß ihm vielmehr daran liegen, daß wir im Stande sind, die starken Abgaben zu entrichten, die er von uns zieht."

„So betrachte ich es auch," ließ sich ein anderer Ältester vernehmen. „Was kommen wird, wollen wir ruhig abwarten. Ueberhaupt darf man nicht klüger sein wollen, als alle andere. In keiner Gemeinde denkt man an eine Auswanderung. Unsere Glaubensgenossen in Paris würden es doch wohl wissen, wenn noch etwas gegen uns im Werke wäre; aber sie bleiben ruhig an Ort und Stelle."

Meyer hielt jedoch seine Ansicht fest, wenn er auch die Hoffnung aufgab, seine Freunde von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Er war entschlossen, die Gemeinde nicht zu verlassen, weil er sich bei einem eintretenden Falle durch Rath und That hilfreich zu erweisen wünschte. Er hielt es aber auch für Pflicht gegen seine Familie, sich vorzubereiten, um sobald es nothwendig würde, sich und die Seinen anderwärts anzusiedeln zu können. Daher schlug er, was er an Juwelen, goldenem und silbernem Schmuck und mancherlei Kostbarkeiten als Gegenständen seines Handels vorrätzig hatte, so schnell als möglich los, und ließ durch Pierre seine Grundstücke verkaufen.

Pierre's Vater hatte als Kaufmann das Unglück gehabt, seine Zahlungen einstellen zu müssen.

Das Drängen seiner Gläubiger, die ihn mit Vorwürfen überhäufte und Anstalt trafen, sich seines Waarenlagers zu bemächtigen, erschütterte ihn so gewaltig, daß er in eine heftige Krankheit verfiel. Seine Frau und Pierre, sein Sohn, damals noch ein Knabe, weinten an seinem Siechbette. Meyer, der ebenfalls an den Kaufmann eine Forderung hatte, kehrte eben von einer Reise heim und begab sich zu seinem Schuldner, um zu sehen, ob er etwas von ihm erhalten könnte. Die Frau empfing ihn mit Seufzern, der Knabe mit finstern, gehässigen Blicken. Der Jammer der ehemals so begüterten Familie rührte ihn, er kannte die Rechtlichkeit des Mannes und ließ sich von ihm die Umstände berichten, die seine Zahlungs-Unfähigkeit herbeigeführt hatten. Sein geübter Blick entdeckte bald, daß durch die Verluste, die Jener wirklich erlitten, mehr eine Stockung als eine Zerrüttung des Geschäftes entstanden war, dem bei einiger Nachsicht der Gläubiger wieder aufgeholfen werden konnte. Er wies dieses dem Kranken nach, und seine Worte waren Arzneimittel, die den Leidenden belebten. Er unterhandelte mit den Gläubigern, er machte Vorschüsse, und die Familie wurde gerettet. Der Kaufmann, wieder genesen, erfreute sich noch an der Wiederherstellung seines Wohlstandes; aber die überstandene Krankheit hatte ihn geschwächt, seine Gesundheit war erschüttert, und nach einiger Zeit raffte ihn ein leichtes Uebel hin. Auf Meyer's Rath und mit seinem Beistand setzte die Wittve die Handlung fort, bis Pierre mündig wurde und sie übernahm. Pierre fühlte für Meyer die Liebe eines Sohnes. Er war ein Jüngling, als Lea geboren wurde, für die er eine brüderliche Zärtlichkeit hatte, wie er auch von Lea wie ein Bruder betrachtet wurde. Jetzt stand Pierre als ein reicher, angesehener Herr in Chalons da, und war durch seine vortreffliche Gattin mit den bedeutendsten Familien der Stadt verschwägert, aber der gereifte, geachtete Mann empfand für den ehemaligen Wohlthäter seines Hauses noch alle Liebe und Dankbarkeit des Knaben. Ja, das Verhältniß war durch Gewohnheit und steten Umgang noch inniger geworden. Pierre war der Vertraute des ganzen Hauses. Er trat helfend hinzu, als sich ihm die Gelegenheit bot, Meyer'n

zu dienen, er wendete jetzt alles an, seinem väterlichen Freunde zur vollständigsten Sicherstellung seines Vermögens beizustehen, und die Verfügungen des Königs gegen die Juden betrübten ihn tiefer als selbst Meyer'n, weil sie nicht nur sein Rechtsgefühl verletzten, sondern er auch wußte, wie sehr sie seinen Freund kränkten.

Nur in Einem Punkte zeigte er sich als Meyer's Gegner; er bemühte sich nemlich, Lea's Verbindung mit Raphael zu verhindern. „Es ist mir unbegreiflich,“ äußerte er gegen Meyer, „wie ihr, da ihr in so vieler Hinsicht allen euren Glaubensgenossen zum Muster dienen könnt, gerade in einem so wichtigen Schritte euch nach dem Beispiele der anderen richtet, und die Verheirathung eurer Tochter wie einen Handel abschließen wollt, bei welchem der Geldbetrag alles entscheidet. Saget mir nur nicht, daß ihr selbst auf diese Weise geheirathet habt, und euch dabei wohl befindet. Danket Gott, der euch eine so herzengute, verständige und edle Gattin beschieden hat; heget aber nicht den Wahn, jedes durch äußere Vortheile zur Ehe geführte Paar müsse sich so glücklich fühlen. Ihr achtet ja gar nicht auf den Charakter des Gatten. Lea hat das Gemüth und den Geist ihrer Mutter. Gebt ihr einen Mann, der euch gleicht, und ich will nichts dagegen einwenden. Doch Raphael weiß Lea's Vorzüge nicht zu schätzen. Er ist ein kleinlicher Mensch, gewinnsüchtig und geizig.“ Diesen Bemerkungen, die oft wiederholt wurden, entgegnete Meyer mit Lachen. „Ich werde Deine Frau auf Lea eifersüchtig machen,“ pflegte er zu sagen, da Du offenbar wegen Lea auf Raphael eifersüchtig bist, und dem guten Manne deshalb allerlei Uebles andichtest. Gestalte Du erst die Welt um, ehe Du jüdische Ehen ohne Berücksichtigung der Vermögenszustände stiften willst. Wie die Welt jetzt eingerichtet ist, wie wir Juden jetzt in ihr geplagt, gequält, gedrückt, gestoßen werden, ist Geld für unsere Sicherheit so unumgänglich nöthig, wie die Luft für unser Leben. Kannst Du es Raphael verargen, daß er sein Eigenthum zusammenhält und zu vermehren strebt? Nimm ihm sein Geld, verhindere sein Geschäft, und zeige mir dann, welche rechtliche Thätigkeit, welches ehrenvolle Gewerbe ihm zu ergreifen erlaubt ist. Wer von anderen

Gewerbszweigen ausgeschlossen wird, wer ohne Geldmittel auch nicht einmal das einzige Geschäft betreiben kann, das ihm gestattet wird, dem kann man es nicht zum Vorwurf machen, wenn er alle seine Gedanken auf den Gewinn richtet. Verurtheile also Raphael nicht so unbillig und glaube mir, daß er seine Frau von ganzem Herzen lieben und für ihr Glück sorgen wird.“

Dadurch wurde Pierre zwar immer zum Schweigen gebracht, aber er verlor deshalb nicht die Verachtung, die er gegen Raphael empfand. Es war ihm unerträglich, Lea als Raphael's Frau zu denken. Als er nun von Manasse sprechen hörte und hoffen durfte, daß dieser an Raphael's Stelle treten würde, reiste er nach Paris, um den neuen Bewerber kennen zu lernen, bei dem er sich unter dem Vorwande eines Tuchkaufes einführte. Er kehrte entzückt von dem jungen Manne zurück, und hörte nicht auf, ihn vor Meyer zu rühmen, der in das Lob mit einstimmte, ohne übrigens seinen früheren Entschluß zu ändern.

Der verständige Mann hatte von früherer Zeit her das Glück seiner Tochter durch ihre Verbindung mit Raphael zu begründen gehofft. Auch auf ihn hatte Manasse einen günstigen Eindruck gemacht, er verhehlte es sich nicht, daß der edle Jüngling hoch über Raphael stünde, und er stellte mit schwerem Herzen die Betrachtung an, daß auf Raphael, ohne dessen Reichthümer, seine Wahl wohl nicht gefallen sein würde. Doch damals war schon längst die Verordnung erschienen, die ihm die Verhältnisse der Juden, also auch Manasse's Lage bedroht zeigte, während er durch seine Vorsicht Raphael geschützt wußte, und er hielt es um so mehr für Recht, seinem lang durchdachten Plane treu zu bleiben. Jetzt hatten sich seine Befürchtungen bestätigt, und er zweifelte nicht, daß seine Sorgen für die nächste Zukunft begründet wären. Seine Maßregeln waren getroffen, und er fand es nunmehr für angemessen, sich gegen seine Frau ohne Rückhalt auszusprechen. „Wenn ich nur die Stimme meines Herzens hören dürfte,“ sagte er ihr, „so würde ich freudig unsere Tochter mit Manasse vermählen. Er ist ein vorzüglicher Mann, gegen dessen Vorzüge ich nicht blind bin. Allein ihm, wie allen Juden steht ein hartes Geschick bevor, dem ich mein Kind

nicht preisgeben darf. Die Hoffnung auf eine Dauer des jetzigen Zustandes, der sich alles so getröstet überläßt, ist verderblich. Ich habe schon längst vor Philipp August gebangt, und Mittel gesucht, mein Eigenthum seiner Willkür zu entziehen. Das Glück war mir günstig. Der Graf von Montrard suchte Geld, um eine große Herrschaft in der Gegend von Toulouse zu kaufen. Er zahlt nur einen mäßigen Zins, aber das Geld steht sicher, man hat es mit einem redlichen Herrn zu thun, und kein französisches Gericht wurde zu dem Geschäfte gebraucht. So habe ich den bei weitem größten Theil meines Vermögens untergebracht, und da das Meinige nicht hinreichte, vermochte ich Raphael, eine beträchtliche Summe dazu beizutragen. Ich gestehe Dir mit Verdruß, daß es mir Mühe kostete, ihn dazu zu überreden. Der hiesige größere Zinsfuß lockte ihn. Doch mußte er endlich einsehen, daß die vollkommenste Sicherheit mehr werth ist, als ein mit Gefahr verknüpfter größerer Gewinn. Der Graf will nun seine Besitzung durch den Ankauf mehrerer Güter erweitern. Ich habe ihm dazu alles gesendet, was ich durch die Veräußerung meines hiesigen Eigenthums löste, und mein sämmtliches Vermögen befindet sich jetzt in fester Sicherheit, außerhalb des königlichen Gebietes. Raphael wird meinem Beispiele folgen, und Pierre, der zwischen dem Grafen und mir alles vermittelt hat, wird auch dieses Mal das Nöthige besorgen. Triff nun, wie es nicht ausbleiben kann, die Gemeinde ein neuer Druck, ist meine Bemühung, hier zu nützen, eben so fruchtlos als meine jetzige Warnung, dann darf ich auch an mich selbst denken. Wir ziehen dann nach Toulouse, wo man gegen die Juden mild und gerecht ist, Raphael, den ebenfalls nichts hier fesselt, begleitet uns, und ist dann Lea mit ihm verbunden, so bilden wir eine glückliche Familie und leben ruhig und sorglos. Du siehst, ich habe alles reiflich erwogen. Ich bin kein Mann, der einem gefaßten Entschluß aus Eigensinn das Glück seiner Tochter opfert. Ich entsage ungern einem alten Lieblingsplane, aber ich würde ihn dennoch aufgeben, und die Neigung unserer Tochter berücksichtigen, wenn ich Manasse eben so wie Raphael aus seinen Verhältnissen reißen könnte. Unter den gegenwärtigen Um-



ständen aber würde meine Nachgiebigkeit das Unglück meiner Tochter zur Folge haben."

Esther wußte dieser Darstellung des Sachverhältnisses nichts entgegenzustellen. Sie sah wohl ein, daß ihr Gatte Manasse höher stelle, als er sich selbst bekennen mochte, und mit Raphael nicht ganz zufrieden war; dennoch aber leuchteten ihr seine Gründe ein, in seinem Entschlusse zu beharren. Sie fing also an, Lea mehr als bisher zur Ergebung in den väterlichen Willen zu ermahnen. Das junge Mädchen aber war froh, daß die Aufmerksamkeit, die der Vater jetzt den öffentlichen Angelegenheiten widmete, ihn abhielt,

auf eine baldige Verlobung zu dringen, und gab sich mit jugendlichem Muth und schönen Hoffnungen hin.

Von Chalons schrieben mehre Juden ihren Freunden in anderen Gemeinden von Meyer's Besorgnissen, und wollten ihre Meinung darüber wissen. Dadurch wurden zwar manche Besprechungen in den Gemeinden veranlaßt, aber da sich nichts Bestimmtes nachweisen ließ, weshalb man ängstlich sein müsse, so waren die Antworten von allen Seiten her beruhigend.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

**Bern.** Einer Bekanntmachung zufolge besitzt jetzt die katholische Schweiz 2500 Weltgeistliche, 1500 Ordensgeistliche und 1000 Nonnen, so daß auf je 180 katholische Eidgenossen eine geistliche Seele kommt. Diese Geistlichkeit besitzt an Klöstern, Stiften und Pfarrrgütern ein Vermögen von 5,600,000 Schweizerfranken, was zwei Drittel des gesammten, der Eidgenossenschaft und den Cantonen zugeschriebenen Staatsguts ausmacht. Die Armengüter machen 4,200,000 Schweizerfranken, und es werden jährlich 130,000 Arme unterstützt.

\* \* \* Joseph Mazini kündigt an, daß er mit andern gleichgesinnten Flüchtlingen ein zwei Mal monatlich in Lausanne erscheinendes Blatt „l'Italia del popolo“ herausgeben werde, in welchem seine Ideen über Italiens Unabhängigkeit und Einheit weiter entwickelt werden sollen!

**Californien.** Stehlen und Mord wird mit dem Tode bestraft, wenn ein Nordamerikaner das Opfer ist, allein wir kümmern uns nicht um Fremde, Mexikaner und Indianer. Hier wird Gold auf mannichfache Weise erworben. Manche Spekulant haben sich Gold erworben, indem sie Haufen Indianer miethen, die für sie Gold graben, und sobald sie genug Gold heraufgeholt, daß es der Mühe werth ist, schießen sie die Indianer nieder. Manche Missionäre sind auch zu uns herüber gekommen und vertheilen ihre Bibeln, und manche dieser Leute verstehen sich sehr gut auf das goldene Kalb. Ihre Traktätchen brauchen wir zu Wattirungen. Sonnabend kam

ein Missionär bei uns an und sagte mit Thränen im Auge, wir könnten nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen; allein schon Tages darauf fanden wir ihn an dem Goldfleck mit der Schaufel in der Hand, und bevor er zu graben anfing, betete er auf guten Fund.

**Frankfurt a. M.** „Im Walde, ländliches Charaktergemälde von Charlotte Birch-Pfeiffer,“ wird im „Frankf. Conservationsblatt“ in folgender Weise beurtheilt: Ländliches Charaktergemälde von Charlotte Birch-Pfeiffer! Der Theaterzettel würde erröthen, wenn er könnte, daß er solche Unwahrheit an den Straßenecken feil bieten muß. Das sogenannte ländliche Charaktergemälde ist nicht von der Frau Birch-Pfeiffer; von Anfang bis zu Ende ist es geistige Schöpfung und literarisches Eigenthum der George Sand, welche es bereits vor drei Jahren, nicht ohne Glück und Geschick die eben in Geltung gekommene deutsche Dorfgeschichte auf den französischen Boden verpflanzend, in der so schön erfundenen wie meisterhaft geschriebene Novelle „la Mare au Diable“ ihren Lesern vorgelegt hat. Ein Vergleich dieser französischen Dorfgeschichte mit dem „ländlichen Charaktergemälde,“ welches heute Frau Birch-Pfeiffer unter ihrem Namen auf die deutsche Bühne einzuschwärzen versucht, ergiebt, daß jene Sünde, die vor zwei Jahren an Auerbach's „Professorin“ begangen, alle Billigdenkende empört hat, nun auch an einem Meisterwerk der George Sand verübt worden ist. Und zwar verübt unter erschwerenden Umständen. Frau Birch-Pfeiffer giebt ohne alles Bedenken — und ohne alles Recht erwiesen

fremdes Eigenthum für das Ihrige aus; sie verschweigt, daß „im Walde“ der veränderte Titel von „la Mare au Diable“ der Sand ist, sie verschweigt, daß „ihr“ Drama in Grund nichts weiter ist als eine pure, auf die Bühne geschobene Uebersetzung der französischen Novelle: derselbe Anfang, dieselben Mittelglieder, dasselbe Ende; dieselbe Exposition, dieselbe Verwicklung, dieselbe Lösung; dieselbe Scenerie, dieselben Personen, derselbe Dialog. Das ganze Verdienst, — wer es dafür nehmen will; wir nicht! — das ganze Verdienst der Frau Birch-Pfeiffer besteht in dem vorliegenden „ländlichen Charaktergemälde“ darin, daß sie an die Stelle einiger der französischen Orts- und Personennamen Deutsche hat treten lassen: Germain ist in Cölestine umgetauft, Germain's Schwiegervater Maurice ist zu seinem Vater Martin geworden, Katharina muß Magaretha heißen, und so fort; dagegen haben Marie, die arme Hirtin, und der kleine Peter die Namen behalten dürfen, die ihnen George Sand gegeben.

**Leipzig.** Herr Berthold kündigt seine neu eingerichtete Restauration im Leipziger Tageblatt in folgender Weise an: **E r g e b e n s t e B e k a n n t m a c h u n g.** Veranlaßt durch die „Macht der Verhältnisse“, angetrieben durch „Vaterliebe“ und um für „Künstlers Erdenwallen“ einen weniger sorgenfreien Ausgang anzubahnen, hat der ergebenst Unterzeichnete sich entschlossen, einem für Leipzig tief gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen und eine neue Restauration zu gründen, welche den Namen: „Zum Weltumsegler“ führt. Ich wollte sie erst „zum treuen Schäfer“ nennen; aber da meine verehrten Gäste in spe hoffentlich sämmtlich auf der Höhe des zeitbewußten untergährigen Lagerbiers angelangt sind, so war dieser Titel zu idyllisch und ich würde höchstens zum „Bollmarkt“ Geschäfte damit gemacht haben. — Was die innere Einrichtung meines Lokals anbelangt, so verbietet Bescheidenheit ein Weiteres. Denn wollt ich auch des Californischen Luxus gedenken, der daselbst angebracht ist, würde man mir nicht ohne Grund zurufen:

„Na möglich ist's schon,  
Aber wahrscheinlich nicht.“

Im Vertrauen kann ich nur erwähnen, daß „Menschenhaß und Neue“, der „Menschenfeind“, „Parteienwuth“ und der „häusliche Zwist“ gänzlich vom Repertoire gestrichen sind, während „Edelmuth und Liebe“, der „gute Ton“ und „humoristische Studien“ einen stehenden Artikel bilden werden. — Zahlreicher Besuch von „Stadt und Land“ soll mir gleich willkommen sein. Ich huldige hier keinem engherzigen städtischen Patriotismus und der „Doktor Wespe“, der „alte Student“ werden

mit derselben Zuvorkommenheit empfangen werden, wie der „neue Gutsherr“ und der „Bauer als Millionär.“ Sollten mich auch fremde Strangers zu beehren die Güte haben, so wird sich sowohl für den „Bräutigam aus Mexico“, wie für den „Kaufmann von Venedig“, als auch für den „Wetter aus Bremen“ ein freundlich Plätzchen darbieten. — Schließlich erlaube ich mir für meine trinklustigen verehrten Gäste die gewiß beruhigend wirkende Bemerkung, daß der artesische Brunnen, der Feensee und der Wasserträger mir völlig fremde Piecen sind.

**London.** Seemacht von verschiedenen Staaten im Jahre 1848: England 671 Schiffe mit 17,683 Kanonen (darunter 98 Dampfer), Frankreich 246 Schiffe mit 8928 Kanonen (darunter 24 Linienschiffe, 40 Fregatten, 36 Corvetten und 91 Dampfer), Rußland 179 Schiffe mit 5898 Kanonen (darunter 43 Linienschiffe, 48 Fregatten und 8 Dampfer), Türkei 660 Schiffe mit 2660 Kanonen, Vereinigte Staaten 77 Schiffe mit 2345 Kanonen (darunter 11 Linienschiffe, 15 Fregatten und 8 Dampfer), Holland 155 Schiffe mit 2200 Kanonen (darunter 7 Linienschiffe, 17 Fregatten und 24 Dampfer), Aegypten 38 Schiffe mit 1760 Kanonen, Schweden und Norwegen 380 Schiffe mit 1856 Kanonen, Dänemark 119 Schiffe mit 1178 Kanonen (darunter 7 Linienschiffe, 8 Fregatten und 5 Dampfer), Brasilien 42 Schiffe mit 775 Kanonen, Oesterreich 76 Schiffe mit 680 Kanonen, Sardinien 25 Schiffe mit 446 Kanonen (darunter 5 Fregatten und 3 Dampfer), Spanien 23 Schiffe mit 348 Kanonen (darunter 3 Linienschiffe, 6 Fregatten und 14 Dampfer), beide Sicilien 20 Schiffe mit 338 Kanonen, (darunter 1 Linienschiff und 3 Fregatten), Mexico 23 Schiffe mit 42 Kanonen, Portugal 18 Schiffe (darunter 3 Dampfer), Belgien 14 Schiffe.

\* \* Die römischen Triumvirn mit Ledru-Rollin, Louis Blanc, Felix Pyat und Rattier haben eine demokratische Gesellschaft unter dem Namen Europa futura (das künftige Europa) gegründet.

\* \* Der Standard führt aus einem amerikanischen Blatt folgende Notiz an: „Herr Duncan, der eine Pflanzung am Mississippi besitzt, hat 91 Neger an der Cholera verloren. Sein übriges Vieh (his other cattle) war bei gewöhnlicher Gesundheit.“

**Lyon.** Hier wurde am 17. September die Bildsäule des berühmten Johann Kleberger (geboren in Nürnberg 1468, gestorben in Lyon 6. Sept. 1546) feierlich eingeweiht. Dieser Nürn-

berger hat sich bei der Bevölkerung von Lyon durch seine Wohlthaten ein Andenken bewahrt, das alle Stürme der Revolutionen überdauert. Die arbeitenden Klassen haben ihm, dem ersten Stifter des Hospitals de la Charité, inſgemein l'homme de la Roche genannt, ſchon im ſechszehnten Jahrhundert auf einem Felſen des Kai Bourgneuf ein hölzernes Standbild errichtet, das von ihnen am 23. Juni 1828 zum dritten Mal hergeſtellt worden war und nun in eine lebensgroße Bildsäule von weißem Stein von der Hand eines jungen Lyoner Bildhauers, des Hrn. Bonnair, verwandelt iſt. Die durch zwei Denkmünzen erhaltene Büſte Klebergers und ſein in den Sammlungen des Belvedere zu Wien aufbewahrtes Bildniß, von Albrecht Dürer gemalt, dienten dem Künſtler als Modell. Kleberger war auch als Krieger ausgezeichnet, er hatte in der Schlacht bei Pavia dem König Franz I. das Leben gerettet. Aber hier iſt er dargeſtellt wie er in einer Hand eine Börſe, in der anderen ſein Teſtament hält, in welchem ſich ein anſehnliches Vermächtniß für das oben erwähnte Hospital befindet. Eine Deputation aus ſämmtlichen Handwerkerſgilden zog an der Spitze des Feſtzugs, dem alle Behörden beiwohnten, die Bildsäule mit Draperien geſchmückt, war auf einen Wagen geſetzt und wurde in der ganzen Stadt herumgefahren. Unter dem Volk lebt er als der „gute Deutſche“ und ſeine Gattin als die „ſchöne Deutſche“, und der Name der letzteren hat ſich auch in einem ſeiner Beſitzthümer verewigt, welches das Schloß des Thurms der ſchönen deutſchen Frau (château de la Tour de la belle Allemande) hieß.

**Magdeburg.** Der politiſche Fanatismus auf der Kanzel.\* Das Herz des Menſchen hat ein Bedürfniß: ein Mal das Irdische von ſich zu werfen und Gott zu ſuchen! Dies Bedürfniß iſt heilig, denn es adelt den Menſchen als ein Geſchöpf göttlichen Urſprungs. Der Chriſt aber erkennt die Liebe als höchſtes Gebot! er nennt Gott einen Vater und ſteht zu ihm in kindlichem Verhältniſſe. In ſeinem Gotteshauſe ſucht er in dieſem Sinne ſeine Erhebung, Tröſtung, Läuterung! Aus ſeinem Gotteshauſe ſoll er nicht haſſend, nein, liebender, verſöhnter hinausſchreiten als er hineingegritten iſt! Aus dem Munde derer, die vorzugsweiſe die Lehre des Heilandes verkündigen, des Heilandes, der unter den Höllemarterten des Kreuzes: „Vater, vergieb ihnen!“

\* Alle die Wahrheit und das Recht vertretenden Blätter werden erſucht, obigen Proteſt gefälligſt in ihre Spalten aufzunehmen zu wollen.

C. Lucas.

rief; ich ruſe laut: aus dem Munde Chriſtlicher Prieſter ſoll warm, erhebend, heiligend der Balsam des Friedens, der Verſöhnung fließen! Gotterhebung, Verklärung, Heiligung mitten im wüſten Gewühle der Welt ſoll ihr Liebeswort, ſoll ihre Liebesthat in der ringenden Menſchheit als Anker auswerfen. Aber was ſoll man ſagen, wenn von Chriſtlichen Kanzeln herab, mit zornglühendem Antliß der Haß, der glühende, vertilgungswilde Haß gepredigt wird? Wenn an geweihter Stelle Schimpfnamen ertönen? Wenn die Partei groſt und die Partei jauchzt im Hauſe Gottes des Allliebenden? Solches aber geſchieht, es geſchieht ſo ſchranken-, ſo ſchamlos, daß das Volk immer entrüſteter wird! daß Zähnfürſen, daß Fäuſte ſich ballen im Gotteshauſe! Glaubt ihr, ihr Getroffenen, wir übertreiben? wir könnten nicht Namen nennen? Thatſachen durch Zeugen euch vor allem Volke entgegenſchleudern? Wir können das, und wahrlich wir haben auch den Muth dazu! Wir proteſtiren ſomit feierlichſt im Namen des Gottes der Liebe und im Namen des Heilandes der Liebe und im Namen des heiligen, die Menſchheit vergöttlichenden Geiſtes gegen dies unprieſterliche, unheilige Treiben! Im Namen Tauſender des Volkes: wir proteſtiren dreifach! Görtzke bei Zieſar.

Carl Lucas.

\* \* In einer benachbarten kleinen Stadt lebten drei Barbieri: der eine wird zur Landwehr einberufen und die beiden anderen beſorgen ſeine Kunden, geben aber den Ertrag an ſeine Familie. Bald darauf ſtirbt einer der Beiden an der Cholera und der Ueberlebende übernimmt nun auch das Geſchäft des Verſtorbenen und giebt den Erlös den Nachgelassenen deſſelben, begnügt ſich daher für dreifache Arbeit mit dem Lohne eines beſeligenden Bewußtſeins. — Man würde der Beſcheidenheit dieſes Wackern zu nahe treten, wollte man ihn nennen.

— n.

**Münſter.** Die Dressur, vulgo Erziehung der preußiſchen Soldaten wird jezt hier mit großer Emsigkeit betrieben. Außer den Privatbemühungen der Unteroffiziere auf den Stuben in den Kaſernen, dem „dummen Bauernjungen“ oder dem „demokratiſirten (will auf unteroffizierlich heißen: verlumpten) Städter“ „die echte Liebe für König und Vaterland“ einzutrichtern, — außer den ſchönen Reden des Herrn Hauptmann vor der verſammelten Compagnie über blinden, unbedingten Gehorſam gegen die Vorgeſetzten vom Corporal an, — außer den erhabenen ciceroniſchen Herzensergießungen eines Bataillonscheſs à la Rehbinder, wird den Leuten, „deſſen Leben und ganzes Daſein nur Sr. Majeſtät gehört“, nun

auch auf dem süßen Wege der Kunst eifriger denn je der „verderbliche Dämon Demokratie“ exorcirt. Sie müssen allerhand erbauliche Liedchen singen lernen. Wir entlehnen einem hiesigen Blatte folgende Bröbchen:

„Was predigt der Böbel von Volks-Majestät,  
Von Volks-Regiment uns früh und spät:  
Hurrah Kamerad, marsch, marsch, Kamerad,  
Das leidet kein preussischer Soldat. Hurrah!

Ein anderer:

Erlöste der Böbel bei Leipzig die Welt?  
Nein, Friedrich Wilhelm, der standhafte Held.  
Hurrah u. s. w.  
Und mit ihm der preussische Soldat.

Noch ein anderer:

Wann wirbelt die donnernde Trommel empor,  
Und die Pfeife dazwischen im lieblichen Chor,  
Hurrah u. s. w.  
Wie sehnt sich der preussische Soldat!

**Paris.** Den hier lebenden Deutschen sind die zwei Bände „revolutionärer Studien aus Paris“ von Alfred Meißner, erst jetzt auf dem langsamen Wege des Buchhandels zugekommen. Sie haben allerseits ein Aufsehen erregt, das nicht so sehr eine Huldigung des weitverbreiteten Namens, als eine Anerkennung der seltenen Talente dessen ist, der ihn trägt. Alfred Meißner hat sich in der That von dem Sänger des Socialismus, zu dem er sich durch seine herrlichen „Trümmer“ aufgeworfen, durch diese zwei geistreich geschriebenen Bücher zum Philosophen des deutschen Proletariats aufgeschwungen, und jeder, der da an die Nothwendigkeit einer socialen Republik als dem einzigen Mittel zur Verbesserung des Looses der arbeitenden, heut zu Tage darbenenden Klassen glaubt, wird in dieser Schrift den beredtesten Ausdruck seiner Ueberzeugung finden. Welches Leben, welche reichfarbige Anschauung lacht uns aus allen schildernden Kapiteln des Buches entgegen! „Die Neujahrnacht in Köln,“ „Das Banquet der rothen Republik,“ „Armand Barbès,“ „Heinrich Heine“ gehören zu den gelungensten Skizzen der neuesten Literatur. Alfred Meißner wurde von Heinrich Heine als ein Ebenbürtiger empfangen, empfangen wie einer der wenigen Dichter Deutschlands, die ihn nicht nachzuahmen brauchen, um schöne Gedichte herauszugeben. Er saß oft stundenlang bei seinem Krankenbette, da geschah es eines Tages, daß H. Heine schmerzlich lächelte, aber mit der alten Ironie, die er nie verlernen wird. „Lieber Freund,“ sagte er, „Sie haben einst von den Adamiten erzählt. Seit einem Jahre bereits bekenne ich mich zu

dieser Sekte. Seit einem Jahre schon habe ich keine Hosen angezogen.“ Doch ich muß schnell enden, sonst wäre ich in der Versuchung, Ihnen das ganze Buch und gar viele Kapitel abzuschreiben. Erlauben Sie mir bloß, Sie noch auf die vollendete Uebersetzung der *chant des ouvriers* von Pierre Dupont aufmerksam zu machen. Dieses Lied ist bei uns eben so volksthümlich, als die *Marsellaise* und in der Uebersetzung unseres Landmannes so schön geworden, als ob er es selbst gedichtet hätte.

**Westh.** Der Schauspieler Schritt, welcher vor Kurzem durch kriegsgesegliche Schurkerei wegen „Verfertigung eines Theaterstückes aufreizenden Inhalts“ zu dreijähriger Schanzarbeit in Eisen verurtheilt wurde, ist als Dichter in ganz Deutschland bekannt, nur wissen es die wenigsten Leute, daß sie ihn kennen. Er hat nemlich, wie L. A. Frankel in seinen „Sonntagsblättern“ vor ein paar Jahren mittheilte, den bekannten Text zu Weber's Trauerwalzer: „Ist denn gar kein Weg, ist denn gar kein Steg“, geschrieben.

**Rom.** Eine merkwürdige Erscheinung, die ganz an die Seite Garibaldi's paßt, soll dessen Frau sein. Noch nicht 30 Jahre alt von üppigem Körperbau, mit lebhaften Augen und schwarz glänzenden Haaren, dürfte es wenige ihres Geschlechts geben, die ihr an persönlichem Muth und an Entschlossenheit nahe kommen. Zwanzig Stunden lang saß sie oft zu Pferde an der Seite ihres Mannes, bei dem sie im Felde Adjutantendienste versah, gleichsam wie im Fluge durch die Colonnen galoppirte und seine Befehle dem Corps von einem Ende zum andern brachte. Kurz vor der eigentlichen Kapitulation Roms schickte Garibaldi seine vierte und fünfte Legion in das Gebirge, um sich selbst den Rückzug zu decken. Seine Frau war Kapitän in der vierten. Als nun der Augenblick kam, wo er selbst geschlagen, die Stellung der beiden anderen benutzen und sich zurückziehen mußte, bildete die Legion seiner Frau die Nachhut. Während des beschwerlichen Marsches durch das Gebirge meldete man ihm plötzlich, daß die vierte Legion angegriffen sei und auch Leonta (so heißt sie) im Feuer stünde. Dann ist der Feind nur zu beklagen, antwortete er ruhig; seit meine Frau die vierte Legion kommandirt, kämpfen sie wie Löwen. — Wenige Minuten darauf kam Madame auch wirklich mit ihrem blanken Säbel angesprengt, mit der Meldung, daß die Legion sich durchgeschlagen habe und, ohne bedeutenden Verlust erlitten zu haben, zu den übrigen gestoßen sei.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.